



Fortgesetzte Geschichte

der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen.

Der Tod ihres Erstgebohrnen und Karls IX. zartem Alter führte die Königin Mutter, Catharina von Medicis, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Scenen des Elends mit ihr. Diese Fürstin, geizig nach Herrschaft, zur Intrigue gebohren, ausgelernt im Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, so lange sie des Bestands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in
ihres

IV Fortgef. Gesch. der franzöf. Unruhen,

ihrer usurpirten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu seyn war ihre herrschende Neigung, ihre Glückseligkeit, jeder Parthey nothwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drey Königen, mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wüthende Partheyen zu behaupten, hatte sie dem Troß der Großen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegen zu setzen. In der Mitte zwischen den streitenden Faktionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guisen ihr Gemüth beherrschte, der reformirten Parthey hingegeben, erröthete sie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen.

borgen. Dann stand sie keinen Augenblick an, alle Geheimnisse Preiß zu geben, die ein unvorsichtiges Vertrauen bey ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen Böß und Gut keinen Unterschied zu kennen. Die Zeitumstände spielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand sie gleich geneigt zur Unmenschlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrschaft ihres Eigennuzes stand jede andre Leidenschaft, und selbst die Nachsicht, wenn das Interesse es foderte, mußte schweigen. Ein fürchterlicher Charakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheusale der Geschichte, welche ein plumper Pinsel ins Ungeheure mahlt.

Aber indem ihr alle sittlichen Tugenden fehlten, vereinigte sie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältnisse, alle Vorzüge des Geistes, welche sich mit einem solchen Charakter vertragen; aber sie entweihete alle, indem sie sie zu Werkzeugen dieses Charakters erniedrigte. Majestät und königlicher Anstand sprach aus ihr; glänzend und geschmackvoll war alles, was sie anordnete; hingerissen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, alles was sich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geistreichen Inhalt ihres Gesprächs, von ihrer zuvorkommenden

VI Fortges. Gesch. der franzöf. Unruhen,

Güte bezaubert. Nie war der französische Hof so glanzvoll gewesen, als seitdem Katharina Königin dieses Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte sie auf französischen Boden, und ein fröhlicher Leichtsinns herrschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufmunterung bey ihr, jedes andre Verdienst, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen sich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreyt, und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen, mit dem Puze der Alhen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glaube verlor sich wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Thorheit des Hofes

Hofes stieg schnell zu den untersten Klassen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, was sie Frankreich machte, waren drey Könige, ihre Söhne, die sie in ihrem Geiste erzog und mit ihren Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staates riefen die Königin Katharina, während der Minorität ihres Sohns, zur Regentschaft, aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Muth sehr darnieder. Die Stände waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht und zwey mächtige Parteyen gegen einander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beyder Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten, und ihren Ehrgeiz zu beschränken; und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nun das Werk ihrer beiderseitigen Uebereinstimmung werden. Der König war noch nicht todt, als sich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen und zu den entgegengesetztesten Maassregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Beystand der ganzen katholischen

VIII Fortgef. Gesch. der französ. Unruhen,

Partey, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Conde vollstrecken zu lassen, und mit diesem einzigen Streiche das Bourbonische Haus zu zerschmettern, dessen furchtbares Aufstreben ihr eignes bedrohte. Auf der andern Seite bestürmte sie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung seines Bruders anzuwenden, und sich dadurch der Untermwürfigkeit seiner ganzen Partey zu versichern. Keinen von beyden Theilen fiel es ein, die Ansprüche der Königin auf die Regentschaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraschte, mochte sie abschrecken, für sich selbst, wie sie sonst wohl gethan hätten, nach diesem Ziele zu streben; deswegen verhielten sie sich lieber stumm, um nicht durch die Zweifel, die sie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guisen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guisen wollten durch ihren Widerspruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch schweigende Anerkennung der Rechte Katharinens schlossen beyde Parteyen einander gegenseitig von der Competenz aus, und jede hoffte unter dem Namen der Königin, ihre ehrgeizigen Absichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weisen Rathschläge des Kanzlers von Hospital geleitet, erwählte den staatsklugen Ausweg, sich keiner von beyden Parteyen zum Werkzeug gegen die andre herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beyden, den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen von Conde der ungestümen Nachsicht seiner Gegner entriß, machte sie diesen wichtigen Dienst bey dem König von Navarra geltend, und versicherte die Lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beystands, wenn sich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern sollten. Mit Hülfe dieser Staatskunst sah sie sich, unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen, ohne Jemandes Widerspruch, und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbonne das Gleichgewicht zwischen beiden Parteyen wieder herzustellen. Conde verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängniß, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutenant des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten we-

x Fortges. Gesch. der franzöf. Unruhen,

nigstens ihre künftigen Hofnungen, indem sie sich bey Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so schwer verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlands, seinem König treu wie seinem Glauben, war Montmorency just der Mann, der zwischen die Regentin und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung verbürgen, und die Privat Zwecke beyder dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. „Mein Herr und König, sagte er, wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin und herwandeln.“ — Fürchten sie nichts Sire, redete er den jungen Monarchen

hen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küßend, auf die er Thränen fallen ließ. Lassen sie sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb ich hin und alle ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten.“ — Auch hielt er in sofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmäßigen Fuß setzte und die Grenzen der Gewalt zwischen der Königin Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Absicht zusammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepräng einiger unnützen Berathschlagungen aufgehoben, um sich im May desselben Jahrs aufs neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehns erschien der Prinz von Conde wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphieren. Seine Parthey erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht um die alten Minister zu kränken, und alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte daß die nun herrschende Parthey die Regentin nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die

XII Fortgef. Gesch. der franzöf. Unruhen,

Die Staatsklugheit der Königin hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil für sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion alles zu fürchten war, sobald sie jene durch die Bourbonische Faktion unterdrücken ließ. Aber eine so schwache und wandelbare Stütze konnte die Guisen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie jetzt vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrsucht befriedigen. Auch hatten sie es nicht an Thätigkeit fehlen lassen, die Protektion der Königin sich künftig entbehrlich zu machen, und der vortheilhafte Triumph ihrer Gegner mußte ihnen selbst dazu helfen, ihre Parthey zu verstärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, sie vom Thron der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und foderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeschenken, welche die Lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewußt hatten. Durch diese Forderung war außer den Guisen noch die Herzogin von Valentinois, der Marschall von St. Andre, ein Günstling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable selbst angegriffen, welcher sich die Freygebigkeit Heinrichs aufs beste zu nütze gemacht hatte, und noch außerdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzogin in Verwandschaft stand. Reli-
gions-

gionseifer war die einzige Schwäche, und hab-
sucht das einzige Laster, welches die Tugenden des
Montmorency besaßte und wodurch er den hinter-
listigen Intriguen der Guisen eine Blöße gab.
Die Guisen, mit dem Marschall und der Herzogin
durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, be-
nutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ih-
rer Partey zu ziehen, und es gelang ihnen nach
Wunsch, indem sie die doppelte Triebfeder des
Geizes und des Religionseifers bey ihm in Be-
wegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten
sie ihm den Angriff der Calvinisten auf ihre Be-
sitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang
des katholischen Glaubens abziele, und der be-
stürzte Greis gieng um so leichter in diese Schlin-
ge, je mehr ihm die Begünstigungen schon miß-
fallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit
den Calvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu die-
sem Betragen der Königin, welches so wenig mit
ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hat-
ten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einver-
ständniß mit Philipp dem Zweyten, König von
Spanien die Veranlassung gegeben. Dieser
furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unerfätt-
liche Herrschaftsucht und Vergrößerungsbegierde frem-
de Staaten mit lüsterneym Auge verschlang, indem
er seine eignen Besitzungen nicht zu behaupten
wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieses
Reichs

xiv Fortgef. Gesch. der französ. Unruhen,

Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zusehn, die es erschütterten, und durch die erkaufte Werkzeuge seiner Absichten den Haß der Faktionen voll Arglist unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisirte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hatten, verwarf oder billigte ihre Maasregeln, je nachdem sie mit dem Vortheile seines Herrn übereinstimmten, und spielte öffentlich und ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich aufs engste an denselben angeschlossen, und keine wichtige Entscheidung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der spanische Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschalls von St. Andre mit Montmorency, welche unter dem Nahmen des Triumvirats bekannt ist, zu Stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen Schuld giebt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Nothfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhob sich aus dem Zusammenflusse zweyer sonst streitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Theil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beyden

beyden Religionsparteyen hervor zu bringen Ka-
 tharina so bemüht gewesen war. Sie nahm da-
 her auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu
 Unterhandlungen ihre Zuflucht, um die getrenn-
 ten Gemüther wenigstens in der Abhängigkeit von
 ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der
 Parteyen mußte die Religion gewöhnlich den
 Namen geben, weil diese allein es war, was die
 Katholiken des Königreichs an die Guisen, und
 die Reformirten an die Bourbons fesselte. Die
 Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlan-
 gen schien, bedrohte den reformirten Theil mit ei-
 ner neuen Unterdrückung, die Widerseßlichkeit
 des letztern das ganze Königreich mit einem inner-
 lichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen
 beyden Religionsparteyen, einzelne Empörungen
 in der Hauptstadt wie in mehrern Provinzen, wa-
 ren schon Vorläufer desselben. Katharina that
 alles um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und
 es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen,
 ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Re-
 formirten zwar von der Furcht befreyte, ihre
 Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ih-
 nen nichts destoweniger jede Ausübung ihres Got-
 tesdienstes und besonders die Versammlungen un-
 tersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten.
 Dadurch ward freylich für die reformirte Par-
 tey nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs
 erste

XVI Fortges. Gesch. der franzöf. Unruhen,

erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwischen den Häuptern der Parteyen am Hofe eine scheinbare Versöhnung vorbereitet, welche freylich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen gieng. Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen von Conde und dem Herzog von Guise unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Gebärden und Handlungen übereingekommen war, wurde diese Comödie in Beyseyn des Monarchen eröffnet. „Erzählt uns, sagte dieser zum Herzog von Guise, wie es in Orleans eigentlich zugegangen ist? Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Antheil daran reinigte, und alle Schuld auf den verstorbenen König wälzte. —“ Wer es auch sey, der mir diese Beschimpfung zufügte, antwortete Conde, gegen den Herzog gewendet, so erkläre ich ihn für einen Frevler, und einen Niederträchtigen.“ — „Ich auch erwiederte der Herzog; aber mich trifft das nicht.“

Die Regentschaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht

nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Colloquium zu Poissy zu Stande bringen, beyde in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beyzulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen und auf den May dieses Jahres 1561. ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freywilligen Geschenke (Don gratuit) entschloß, um nicht zwey Dritttheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einen kleinen Städtgen ohnweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drey Kirchen gehalten wurde, erregte eben so vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beyzulegen, ein allgemeines Concilium gefodert, welches sich mit Abstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im J. 1542. nach Trient zusammen berufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geschöpft

XVIII Fortges. Gesch. der franzöf. Unruhen,

geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im J. 1552. auseinander geschleucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie, dem allgemeinen Wunsch gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaaß des Elendes, welches die fortwährenden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und die Wiederherstellung desselben dem Papst Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drey Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der keiserischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabey war, die große Verschiedenheit bey dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Lutherthum und Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der Deutschen Lutheraner zu entreißen, durch den sie so furchtbar waren. Diesem Beweggrunde vorzüglich schreibt man es zu, daß sich der Cardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bey welchem er zugleich durch seine Theologische Wissenschaft und seine Bereds

Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, sollten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentin erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen großen Bedienten der Krone; um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Cardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doktoren unter welchen Claude D. Espensa durch seine Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das Wort für die Protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben so feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefordert, die Lehrsätze seiner Parthei zuerst vorzutragen, erhob sich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und sprach mit aufgehobnen Händen ein Gebet. Auf dieses ließ er sein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu, nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im

xx Fortgef. Gesch. der französ. Unruhen,

Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem Bezza geendigt, fragte man bey einander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöffe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobey die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freyheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal seinen Vortrag geendigt hatte, standen alle Bischöffe auf, umringten den König und riefen: „Sire! das ist der wahre Glaube! das ist die reine Lehre der Kirche! diese sind wir bereit mit unserm Blute zu versiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen von denen man aber rathsamer gefunden, den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl besonders in Bewegung gebracht, um dem Genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreissen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem
der

der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholischen Kirche entfernt, so hofte man, jene beyden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefechte, wobey man sich mehr der Schlingen und Gechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausschuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ sie eben so unentschieden, und jeder Theil erklärte sich, als man auseinander gieng, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser, als ein ähnliches in Deutschland, und man kam wieder zu den alten politischen Intriguen zurück, welche sich bisher immer am wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen, und der reformierten Partey ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unstäten Charakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch seinen

xxii Fortges. Gesch. der franzöf. Unruhen,

großen Sohn Heinrich IV. als durch eigne Thaten, verkündigte durch nichts als durch seine Galanterien, und seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrichs des Vierten. Ungewiß, ohne Selbstständigkeit wie sein kleiner Erbthron zwischen zwey furchtbaren Nachbarn erzitterte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partey zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Karakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Lebenlang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogner Hoffnung ein lügnereisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien durch päpstliche Ränke unterstützt hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Theil dieses Königreichs entrißen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurück zu halten. Einem so mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu setzen. Bald schmeichelte er sich der Billigkeit und Großmuth seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertrogen aufgab; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht, und hofte, mit Hülfe dieser Macht in den Besitz seines Eigenthums wieder

wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht widmete er sich im Unmuth seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sey. Sklave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Parthey, deren Nahmen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide versprückte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beytritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bey dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den mißtrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königin, Maria Stuart und der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England, zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Ersatz für das entrißene

XXIV Fortgef. Gesch. der franzöf. Unruhen,

Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm, in den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer Seite unausbleiblich verschließen würde. Endlich reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung so großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bey einer Parthey zu spielen, die der Geist des Prinzen von Conde unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bey der reformierten Parthey nicht der zweyte zu seyn, überließ er sich unbedingt der Katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und an dem Prinzen von Conde keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwäl- der von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich

gan;

ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformierte Partey sah einen Freund, der ihr nicht viel genützt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beyder Religionsparteyen hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben so bey den Parteyen, welche fortführen einander mit dem grimmigsten Hasse zu verfolgen. Jede unterdrückte, oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andre, und die beiderseitigen Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspieler zu, zufrieden wann nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteygeist dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformirten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trohen. In Paris sowohl als in den Provinzstädten wurden, dieses Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche sich zu hören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, daß durch diesen Krieg im kleinen nur die Schwerter zu einem größern geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und

duld samen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmsten Rathgeber, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformierte Partey mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte, und durch die Bestrebungen der katholischen es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beyden Theilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten ließ die Regentin einen Ausschuß von allen Parlamentern sich in St. Germain versammeln, welcher berathschlagen sollte: „Was in Absicht der Reformierten und ihrer Versammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bey Seite gelegt) zum Besten des Staats zu verfügen sey?“ — Die Antwort war in der Frage schon enthalten, und ein den Reformierten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Berathschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten seyn, den Katholischen alle denselben entzogene Kirchen und Kirchengeräthe zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit gleich den Katholiken selbst die Gebühren zu entrichten, übrigs

gens

gens die Fest und Feiertage und die Verwandtschaftsgrade bey ihren Heirathen nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlements wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562. wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, registrirt, und von den strengen Katholiken und der spanischen Parthey mit ebenso viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphierender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet, und fürs erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin schmeichelte sich durch dieses Edikt zwischen beyden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilsame Fesseln angelegt und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltsamsten Entschlüssen brachte, und den Krieg herbey führte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562. also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen und beide Religionsparteyen in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Ma-

ne zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformierten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Conde und die Chatillons, bey der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten Montmorency, der beyden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise unter einander, und schienen nur das Moment zu erwarten, das dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Theil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwidern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen, und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fieng die katholische Partey an ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformierten bey der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge,

folge, welches sich, so wie er fortschritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Grenze von Champagne, wo zufälliger Weise die reformirte Gemeinde bey einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, gerieth mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbey geeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich rasenden Thieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts noch des Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen und an den gottesdienstlichen Geräthschaften, die sie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformierte Frankreich gerieth über diese Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Conde und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina that alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteyen zu beruhigen, so rief sie den Herzog von Guise dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux auf-

xxx Fortgef. Gesch. der franzöf. Unruhen,

aufhielt, wo sie die Sache zwischen ihm und dem Prinzen von Conde zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu seyn und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet, und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umsonst suchte Conde, der sich kurz zuvor in Paris geworfen, das Volk auf seine Seite zu neigen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts als den Hugenotten, den sie verabscheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte sich zurückziehn, und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geschwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvor thäte. Indes der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zusammenzog, und mit den Chatillons sich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren diese schon mit einer starken Reiteren nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Besitznehmung von des jungen Königs Person ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu setzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erscheinen.

Schre:

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umsturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war zerstört, und nur ihr offener Beytritt konnte die reformierte Parthey in den Stand setzen, es wieder herzustellen. Die Furcht, unter die Tyranney der Guisen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben siegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt umbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeiz der Protestantischen Häupter suchte sie sich nur vor dem Ehrgeiz der Guisen in Sicherheit zu setzen. Die Macht der Protestanten, welche allein ihr diese Sicherheit verschaffen konnte, bot sich ihrer ersten Bestürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rücksicht schweigen. Bereitwillig nahm sie den Beystand an, der ihr von dieser Parthey angeboten wurde, und der Prinz von Conde ward, welche Folgen auch dieser Schritt haben mochte, aufs dringendste aufgefodert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melun und von da nach Fontainebleau, welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Triumphe vereitelte.

Sogleich

Sogleich bemächtigen sich diese des Königs, und der Mutter wird freigestellt, ihn zu begleiten, oder sich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluß zu fassen, setzt man sich in Marsch und unwillkürlich wird sie mit fortgerissen. Schrecknisse zeigen sich ihr, wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den größern Bedrängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholicken die Lösung giebt, sich gegen die Reformirten alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel gestürmt, die Thüren eingesprengt, Kanzeln und Kirchenstühle zerbrochen, und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency war es, der diese Heldenthat vollführte. Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthaften Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Conde den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentin gemäß, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu nehmen,

nehmen; aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartey ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren sey. Dieser erste Fehlschlag schlug jedoch seinen Muth nicht nieder. Da wir einmal so weit sind, sagte er zu dem Admirak Coligny, so müssen wir durchwaten oder wir sinken unter. Er flog mit seinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam; dem Obristen von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholischen focht, den Sieg zu verschaffen. Aus dieser Stadt beschloß er seinen Waffenplatz zu machen, seine Partey in derselben zu versammeln, und seiner Familie, so wie ihm selbst nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fieng nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit des Parteyhasses ausgegossen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermist wurde. Der Prinz von Conde foderte in den seinigen alle redlichdenkenden Franzosen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenschaft befreuen zu helfen, in welcher sie von den Guisen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben diesen Besitz von des Königs Person suchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erweisen, und alle getreuen Unterthanen zu bewegen, sich unter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er selbst, der minderjährige Monarch, mußte in sei-

e

nem

nem Staatsrath erklären, daß er frey sey, so wie auch seine Mutter, und das Edict des Jäñners bestätigen. Dieselbe Vorstellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutschen Protestanten einzuschläfern, erklärten die Guisen, daß die Religion nicht im Spiele sey, und der Krieg bloß den Aufzühnern gelte. Der nehmliche Kunstgriff ward auch von dem Prinzen von Conde angewendet, um die auswärtigen katholischen Mächte von dem Interesse seiner Feinde abzuziehen. In diesem Wettstreit des Betruges verläugnete Katharina ihren Karakter und ihre Staatskunst nicht, und von den Umständen gezwungen, eine doppelte Person zu spielen, verstand sie es meisterlich, die widersprechendsten Rollen in sich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen welche sie dem Prinzen von Conde ertheilt hatte, und empfahl ihm ernstlich den Frieden, während daß sie im Stillen, wie man sagt, seine Werbungen begünstigte und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guise an die Befehlshaber der Provinzen alles, was reformiert sey, zu erwürgen befahlen, so enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegenge setzte Befehle zur Schonung.

Bei diesen Maaßregeln der Politik verlor man die Hauptsache, den Krieg selbst, nicht aus den

den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschafften dem Prinzen von Conde nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefodert, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nöthigen Kosten herzuschicken, und der Religionsseifer dieser Parthey öffnete ihm ihre Schätze. Die Verbündungen wurden aufs fleißigste betrieben, ein tapfere getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne ausführliche Akte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Parthey in Eins zu verbinden und den Zweck dieser Konföderation zu bestimmen. Man erklärte in derselben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewaltthätigen Anschläge gewisser Ehrfürchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweyhungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. d. gl. nach Vermögen sich zu widersetzen, welches eben so viel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schließlich erkannte man den Prinzen von Conde als das Haupt der ganzen Verbindung und versprach ihm Gut und Blut und den streng-

sten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmässige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang; jetzt erst wurde die Partey zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformirte schon lange vorher in einzelnen kleinen Kämpfen gegen einander versucht, einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert, aber diese einzelnen Operationen, soviel Drangsale sie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformirten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle
Anblick

Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich zu verschiedenen Führern zu schlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich schrecklich wieder zu finden. Unterdessen zog sich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Conde in Orleans, eine andre in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und die Guisen zusammen, beide gleich ungeduldig, das große Schicksal der Religion und des Vaterlands zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Tournay in Person, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Palsy zwischen Chateaudün und Orleans eine neue Conferenz angefangen. Der Prinz von Conde drang auf Entfernung des Herzogs von Guise, des Marschalls von Saint-Andre und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich soviel von diesen erhalten, daß sie sich, während der Conferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Miß-

trauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyranney sowohl des Einen, als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen von Conde, durch den Bischoff von Valence ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das nehmliche thäten. Sie nahm ihn sogleich bey'm Worte, und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der Protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes, den Prinzen bestimmte, die Conferenz schleunig abzubrechen, und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beylegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteyhaß im Innern eines Staats entzündeten. Antriebe, welche in Erödung
alles

alles dessen, was den Menschen sonst das heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwischen dem Souverain und dem Unterthan und den noch stärkern Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Aeußersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher sieht, und sich selbst das Straßamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern krieget, und nur der Wille des Souverains seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb der Ehre sie zur Tapferkeit spornet, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidiger, weil jeder einzelne aus freyer Wahl die Partey ergriff, für die er

XL Fortges. Gesch. der franzöf. Unruhen,

streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anseindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunst nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Heerd, Heimat, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit schadenfrohen Wohlgefallen den Feuerbrand in fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das ehrwürdige geschändet, das heilige entwehrt, das unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreyimal schrecklicheres Loos, wo sich religiöse Schwärmeren mit Parteyhaß gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet.

Und

Und dies war der Karakter dieses Kriegs, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schooße der reformierten Religion gieng der finstre grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte. Im Lager dieser Partey erblickte man nichts lachendes, nichts erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstre Eifer verbannt. Psalmen und Gebete erkönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen, und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einladen; der Karakter der ganzen Partey mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papstthums setzte den Schwärmergeist des Calvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé selbst gab das Beyspiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Kriegs bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengengeräthe, deren er habhaft werden konnte,

XLII Fortgef. Gesch. der französ. Unruhen,

und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Nachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemächtigten konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zu der schrecklichsten Widervergeltung reizten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glau-

Glaubens erkönten, daß der ergriffene Hugenote bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand, daß Greuelthaten gegen die vermeyntliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menschheit geahndet wurden!

Von den Anführern selbst gieng das Beispiel dieser barbarischen Thaten aus, aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteyen dadurch hingerissen ward, ließen sie bald ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partey wetteiferte, es der andern an erfinderischer Grausamkeit zuvor zu thun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freystätte, kein beschwornen Vertrag, kein Menschen- und Völkersrecht schützte gegen die blinde thierische Wuth; Treu und Glaube war dahin, und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß

des

XLIV Fortges. Gesch. der franzöf. Unr. 2c.

des Pariser Parlements, welcher der reformierten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil sprach, und alle Anhänger derselben dem Tode weyhete, ein anderer nachdrücklicherer Urtheilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausgieng, und alle Anhänger des Prinzen von Conde, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, denn nun feuerte der Nahme ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an und den Muth der Hugenotten stärkte Verzweiflung.

Die Fortsetzung im nächsten Bande.

Inhalt.